Anton Brimer

Wir haben es erlebt

Anton Brimer

Wir haben es erlebt

1936–1949

Würzburg

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2020 Verlag J.H. Röll GmbH, Dettelbach
Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen aller Art, auch auszugsweise, bedürfen der Zustimmung des Verlages.
Gedruckt auf chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier.
Gesamtherstellung: Verlag J.H. Röll GmbH

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89754-592-2

Inhalt

Vorwort 7
Wetterleuchten 11
Im Krieg 20
Luftkrieg 22
Kriegsbewirtschaftung 27
Der totale Krieg 30
Hitlerjugend 34
Ausleselager 39
Anpassung 41
Nationale Feiertage 43
Kriegswende 44
Konzentrationslager und Massenvernichtung 51
Katholisches Leben 53
Die Zerstörung Würzburgs 64
Ausgebombt 68
Ausgebrannt 71
Die Amis kommen 75
Sie mussten ihr eigenes Grab schaufeln 77
Der Krieg geht zu Ende 78
Öffentliches Leben 85
American life in Germany 88
Neuanfang in Brückenau 89
Leidensgenossen 98
Im Kilianeum in Würzburg 100
Schule und Kultur 105

Vorwort

„Die Jugend legt die Fundamente
aller unserer künftigen Werke
in unseren Geist."

Gerhard Hauptman,
deutscher Dichter, 1862 – 1946

Was veranlasst einen Menschen, nach Jahrzehnten eines wahrlich erfüllten Lebens seine Jugenderinnerungen niederzuschreiben?

Gewiss, die Literaturgeschichte kennt hier bedeutende Vorbilder; gewiss, diese Jugendjahre waren eine Zeit, wie sie keine Generation davor und danach erlebte – voller Dramatik und Dichte der Ereignisse: Diktatur, Krieg, Zerstörung, mühsamer Neubeginn.

Es lag sicher nicht in der Absicht von Anton Brimer, zu den Großen der Literatur in Konkurrenz zu treten; er wollte bestimmt auch nicht die Reihe zeitgenössischer Erlebnisschriften verlängern.

Jeder verantwortungsbewusste Mensch zieht an bestimmten Stationen seines Lebens selbstkritisch Bilanz: Was ist mir gelungen? Was ist mir versagt geblieben? Wo haben bestimmte Umstände den Lauf meines Lebens verändert – ohne mein Zutun?

In diesem Sinne fällt die Lebenssumme von Dr. Anton Brimer sehr beeindruckend aus:

Er ist treusorgender Vater einer großen Familie; als Direktor eines Amtsgerichts war er beruflich in leitender Funktion in der Bayerischen Justiz tätig; er engagierte sich in den Gremien von Kirche und einer breiten Öffentlichkeit; als Stadtrat von Gemünden übernahm er politische Verantwortung auch auf kommunaler Ebene; nicht zuletzt leitete er lange Jahre erfolgreich eine renommierte Würzburger Studentenkorporation – sie hat es ihm gedankt

mit der Verleihung des einmaligen Titels „Ehrenphilistersenior“. Anton Brimer wird so weithin als bedeutende Persönlichkeit von Format wahrgenommen und geschätzt.

Jede rückschauende Selbstvergewisserung setzt sinnvollerweise bei Kindheit und Jugend an: hier wurden die Ziele für die Zukunft gesetzt, äußere Dispositionen grundgelegt und entscheidende Weichen gestellt.

Von den politischen Konstellationen her standen diese Jugendjahre von Anton Brimer unter keinem guten Stern: Die jungen Menschen waren einem kaum zu bewältigenden Zwiespalt ausgesetzt zwischen den totalitären Ansprüchen der nationalsozialistischen Staatsjugend und den Vorstellungen von einer eigenen selbstbestimmten Lebensgestaltung. Wie die Aufzeichnungen andeuten, ging durchaus auch von den Veranstaltungen der Hitlerjugend eine gewisse Faszination aus: das Erlebnis der Kameradschaft, öffentliche Aufmärsche in straffer Formation, eine gewisse jugendliche Abenteuerlust. Mit der religiösen Praxis des begeisterungsfähigen Jungen war solcher „Dienst“ jedoch nur mit Schwierigkeiten zu vereinbaren: das frühmorgendliche Ministrieren in der Klosterkirche, das Interesse an den wechselnden liturgischen Formen des Gottesdienstes, die Freude an der Kirchenmusik und das Mitsingen in verschiedenen Chören. Die engagierte Mitgliedschaft in der MC, der Marianischen Schülerkongregation, wurde dabei als bewusster Gegensatz zu den offiziellen Verpflichtungen verstanden. Im Rückblick muss es als eine glückliche Fügung empfunden werden, dass es den Eltern mit Geschick und List gelang, die Aufnahme von Anton in eine nationalsozialistische Eliteschule zu verhindern, für die er schon ausgewählt war.

In diesen Zeiten besonderer Bewährung fand der junge Anton Brimer spürbar Rückhalt, Orientierung und Stärke in einem liebevollen Elternhaus, im Vorbild des geradlinigen, charakterfesten Vaters und in der eigenen gereiften Glaubensüberzeugung.

Mit solcher Hilfe konnte er sich auch bewusst mit den gelegentlich verstörenden Grunderfahrungen des Lebens auseinandersetzen. Im Gymnasium konnte er so feststellen, wie einzelne verantwortungsvolle Lehrer trotz der verordneten politischen

Indoktrination die Ansprüche humanistischer Bildung zu verwirklichen suchten. Wenngleich ihm das Inferno der Würzburger Bombennacht erspart blieb (die Familie war kurz zuvor evakuiert worden), musste er wenig später, auf den Trümmern seines Hauses stehend, in völliger Hilflosigkeit den traumatischen Schock des totalen Verlustes verkraften. Mit Tausenden galt es dann, das Schicksal der Heimatlosigkeit und unerwünschten Einquartierung in fremden Haushalten zu teilen. Im Chaos des Kriegsendes vermischte sich das Bewusstsein völligen Ausgeliefertseins mit der Angst, bei letzten Kampfhandlungen oder bei kriminellen Übergriffen noch ums Leben zu kommen. Die Erinnerungen klingen aus in einer kleinen familiären Feier zum glänzend bestandenen Abitur – es ist ein Fest der Freude, auch und vor allem über das glückliche Ende eines ereignisreichen Lebensabschnitts.

Die Erinnerungen wurden aus der Distanz eines langen Menschenlebens niedergeschrieben. Die ursprünglichen Erlebnisse und Ereignisse wurden dabei auf vielfache Weise gefiltert, durch spätere Informationen und Erkenntnisse, auch durch klärendes Nachdenken; Altersweisheit mag schließlich manche Einschätzung abgemildert haben. Bei aller Unmittelbarkeit der Schilderung handelt es sich also letztlich um eine reflektierte Sicht des Erlebten. Für den Historiker sind gerade solche „Ego-Dokumente" ertragreiche Quellen für die oft schwer zu fassende Mentalitätsgeschichte früherer Epochen.

Bei seiner Niederschrift hat sich der Verfasser nicht der Flut spontaner assoziativer Einfälle des Gedächtnisses überlassen, sondern durch eine thematisch zentrierte Gliederung der ganzen Darstellung eine klare, übersichtliche Struktur gegeben.

Für den Schreiber dieser Zeilen war es ein Beweis besonderen Vertrauens und ein Zeichen echter Freundschaft, dass er Einblick in das Manuskript der Erinnerungen erhielt, die ursprünglich wohl nur für die engere Gemeinschaft der Familie gedacht waren. Es bedurfte des wiederholten nachdrücklichen Drängens, um den Autor schließlich zu überzeugen, seine Aufzeichnungen einem größeren Kreis von sicher Interessierten zugänglich zu machen.

So wünsche ich dem Band viele aufgeschlossene, besonders junge Leser – sie mögen bei der Lektüre auch die Erkenntnis aus diesen Jugenderinnerungen gewinnen, dass zu allen Zeiten über Widrigkeiten letztlich die gläubige Hoffnung siegt.

Winfried Stadtmüller

Ltd. Akademischer Direktor a.D.
am Institut für Geschichte
der Universität Würzburg

Wetterleuchten

Am 26. Januar 1931 in Bad Neustadt an der fränkischen Saale geboren, habe ich meine Kindheit in Obernburg verbracht. Zum 1. Januar 1936 wurde mein Vater vom AG Obernburg als Landgerichtsrat an das LG Würzburg versetzt. Er war ins Visier der SA geraten, weil er gegen einen SA-Mann wegen gefährlicher Körperverletzung als zuständiger Richter einen Strafbefehl erlassen und gegen ihn eine Gefängnisstrafe von drei Monaten verhängt hatte. Die örtliche SA war darüber „sehr empört". Sie beschimpfte meinen Vater als *„schwarzes Gericht"*. Der Ortsgruppenleiter der NSDAP drohte „er werde, sollte es im Einpruchsverfahren bei der Verurteilung bleiben, den Richter *mit Hilfe der Presse, unter die Räder bringen*".* Die Dienstvorgesetzten wollten meinen Vater mit der Versetzung *„aus der Schusslinie"* nehmen. Das war damals noch möglich. Die Behördenleitungen waren noch nicht durchgängig von Nazis besetzt.

Vom 1. Januar 1936 bis zu unserer Ausbombung am 16. März 1945 wohnten wir zur Miete in der Weingartenstraße 19/1, in dem Haus, in dem Papa im II. Stock bei Frau Oberstudienrat Eibel seine „Studentenbude" gehabt hatte. Wir hatten eine Fünf-Zimmerwohnung mit 100 qm Fläche.

Die Wohnlage war sehr günstig. Papa war in 10 Minuten zu seiner Dienststelle in der Ottostraße gelaufen. Ich hatte auch nicht weiter zur Volksschule, die ich ab Ostern 1937 besuchte, zunächst die Schillerschule (kath. Knabenschule) und dann die Kleistschule (Gemeinschaftsschule) in der Münzgasse. Geschäfte waren in ausreichender Auswahl ringsum. Kaufhäuser gab es damals nicht. Nur den Ruschkewitz in der Schönbornstraße, der in mehreren Stockwerken eine Palette verschiedener Sortimente führte. Wir hatten in nächster Nähe einen Bäcker, zwei Lebensmittelgeschäfte, zwei Metzger, zwei Friseure, drei Schuster, zwei Schneider, zwei Schreiner, einen Polsterer, einen Tüncher, einen Installateur, einen

---

* Der Beitrag zur Bedrohung meines Vaters durch die SA Obernburg ist erschienen in Hans Kufner (Hrsg): Uns rufet die Stunde–Unterfrankens Katholiken im Widerstand, Echter Würzburg 2005, S. 11 ff

Ofensetzer und Häfner, einen Spediteur, einen Kohlenhändler, zwei Schreibwarengeschäfte, ein Schreibbüro, die Gaststätte Amalienburg – an deren „Gassenschänke“ ich ab und zu meinem Vater abends ein Krüglein Bier holte – mit einem Biergarten, den Sophienbäck und die Marienapotheke.

Zum Spielen war ich mit meinem Tretroller schnell im Glacis, wo ich immer auf Spielkameraden traf. Auch Pensionisten waren da. Sie fütterten Vögel. Dort gab es aber auch die „Glatzkis“, wie wir die Glacisaufseher abfällig nannten. Sie waren dem Eindruck nach pensionierte Soldaten. Die Aufforderung „die Anlagen werden dem Schutz des Publikums empfohlen“ war ihnen Auftrag und Genugtuung. Sie hatten kein Verständnis, dass wir Rasen betreten und Bäume besteigen wollten und zum Burgen Bauen im Sandkasten Wasser brauchten. „Der Glatzki kommt“ war der Alarmruf für alle auf dem Spielplatz.

Als Kind konnte ich noch auf der Weingartenstraße vor unserem Haus Ball spielen. Auch „Versteckeles“ und „Renneles“ um das Wohnquartier waren beliebt. Wir Kinder kannten uns alle. Da fanden sich immer ein paar zusammen. Wir wussten auch gleich, wer da gesucht wurde, wenn eine energische weittragende Frauenstimme ihren „Karlheinz, Karlheinz“ rief und unser Spiel störte. Autos störten weniger. Wir gingen halt zur Seite. Hin und wieder kamen von schweren Brauereirössern gezogene Eisfuhrwerke vorbei. Sie lieferten in die Haushalte, die sich das leisten konnten, das für das Funktionieren des Kühlschrankes notwendige Stangeneis. Die Eisstangen wurden einzeln mittels eines eisernen Hakens von der Laderampe gezogen, von den Fuhrknechten geschultert und in die Haushalte getragen. Die Eisfahrzeuge waren bei uns Buben beliebt, brach doch mitunter ein Eisstück ab, das sich immer für irgendetwas verwenden ließ, bis dazu, es an heißen Tagen als Speiseeisersatz zu lutschen. … Die häufigeren Kohle- und Holzfuhrwerke interessierten uns nicht. Sie waren gerne gesehen von den älteren Leut‘, die einen Garten hatten und dafür das Endprodukt der Zugtiere eifrig in einen Eimer kehrten. Man kannte als Kind auch die Nachbarn, die artig zu Grüßen waren, … und die „Hünd“, die durch die Straßen schnüffelten.

Ein einmaliges Erlebnis war es, es wird 1936/38 gewesen sein,

als mich ein surrendes Geräusch nach oben blicken ließ, und ich majestätisch im matten Grau glänzend über der Weingartenstraße einen großen Zeppelin am Himmel stehen sah. Nein, er stand nicht: Er schwebte. Er überquerte langsam und fast lautlos mein Gesichtsfeld. Ich war fasziniert. Ich sah nicht, ich erlebte. Diese Begegnung hinterließ bei mir einen bleibenden Eindruck von Eleganz, technischem Können und erfinderischer Kühnheit, von Harmonie und Schönheit. Ich wurde mir dessen erst nach und nach bewusst.

Ich hatte ein schönes kleines eigenes Zimmer, dessen Fenster auf einen kleinen Garten mit Waschhaus und den Bleichrasen schaute. Von dort aus konnte ich direkt in das Hinterhaus des Nachbaranwesens sehen und den Schneider beobachten, der in der Nähe des Fensters auf seinem Tisch saß und nähte und nähte. Im Sommer war es noch hell, wenn ich um 8 Uhr abends ins Bett gehen musste, viel zu früh, versteht sich. Aber könnte ich mich sonst lebenslang erinnern und freuen am gellenden Sri, Sri, dem Jagdschrei der Mauersegler, die tollkühn ums Hauseck schossen oder am melodischen Abendlied, mit dem Amsel und Nachtigall vom blühenden Kastanienbaum aus und im duftenden Fliederstrauch mich in den Schlaf sangen?

Aber ich muss es gestehen, es gab auch den Schatten auf der Idylle. Es waren die Plagegeister des Sommers, Fliegen, Bremsen, beißendes und stechendes Getier, die sich lautlos oder mit beängstigendem hochtonigem Flügelpfeifen auf ihr argloses Opfer stürzten. Ich habe sie gefürchtet. Und so endete der Abendfrieden mitunter jäh im Hilferuf. „Papa, Papa, ein Snak, ein Snak".

Die Erinnerung an die Plackerei an den Waschtagen ist gar kein bisschen romantisch. Die Waschtage wurden vom Hausmeister für die Mietsparteien eingeteilt, so wie auch jeder Mieter sich im festgesetzten Rhythmus an der Reinigung des Treppenhauses beteiligen musste. Am Waschtag musste schon früh bald Feuer gemacht werden, damit im großen Waschkessel die Wäsche ausreichend gekocht werden konnte. Bald war der Raum in heiße Dampfwolken gehüllt. Dann wurde gebürstet, geschrubbt, gelüht, zum Trocknen aufgehängt, die Weißwäsche zum Bleichen auf dem Rasen ausgebreitet, um in der Sonne immer wieder mit Wasser aus der Gießkanne benetzt zu werden. Die Waschküche

musste gereinigt und in einen gebrauchsbereiten Zustand versetzt werden. Es gab nur wenig technische Hilfsmittel. Das Waschen war Knochenarbeit, vor allem wenn das Wetter nicht mitspielte, die Wäsche nicht trocknete oder die Vögel ihr „Geschäft“ auf der frischen Wäsche hinterließen! Es war nicht einfach bis die Wäsche gebügelt und wohlriechend im Schrank lag. Mama war froh, wenn sie in einer tüchtigen Zugehfrau Hilfe fand.

Unsere Pfarrkirche war St. Adalbero. In ihr bin ich am Weißen Sonntag 31. März 1940 zur 1. Hl. Kommunion gegangen. Stadtpfarrer war Bischöflich Geistlicher Rat Christian Schmelz. Er ist beim Angriff am 16.3.1945 auf Würzburg zusammen mit seiner Schwester ums Leben gekommen.

Von einem Besuch in München – es war 1939 kurz vor Kriegsausbruch auf der Rückfahrt von unserem Urlaub in Alpbach/Tirol – weiß ich noch, dass man an der „Ewigen Wache“ nur mit zum „Deutschen Gruß“ erhobenem rechten Arm vorbeigehen durfte. Die „ewige Wache“ waren zwei regungslos mit geschultertem Gewehr stehende SS-Soldaten vor einer Wandtafel mit den Namen der am 9. November 1923 beim Putschversuch dort erschossenen 23 Parteigenossen. Sie war an der Feldherrnhalle gegenüber dem Eingang zum Schloss angebracht. Dort hatte die Polizei das Feuer auf die Nationalsozialisten eröffnet. Auf dem Königlichen Platz standen die beiden im nationalsozialistischem Stil erbauten offenen Ehrentempel für die Särge der „Blutzeugen der Bewegung“.

Die Fahrt mit dem Schnellzug in den Urlaub nach Alpbach in Tirol ist mir noch gut in Erinnerung. Es war im Juli oder August 1939, als wir in Würzburg aufbrachen. Die politische Lage war angespannt. Truppentransporte beherrschten den Verkehr. Am Bahnhof erfuhren wir, dass unser Zug erhebliche Verspätung habe. Wann er käme, sei unbestimmt. So turnte ich aus Langweile am schmiedeeisernen Bahnsteiggitter herum. Ich blieb mit meiner kurzen Hose hängen und riss mir das rechte Hosenbein in voller Länge auf. „Meine Hose ist auseinandergegangen“. Mit diesen Worten zeigte ich das Malheur meinen Eltern. Aber woher eine Hose nehmen? Die Koffer waren voraus geschickt. Papa packte mich und wir rannten zum Bekleidungshaus Hettlage, das damals neben der Augustinerkirche war. Die nächstbeste kaufen und zu-

Der Verfasser 1943

rückrennen, war eins. Und wir haben den Zug noch erreicht. Er war immer noch nicht da.

Bis zum Kriegsbeginn 1939 verlief mein Leben kindlich unbekümmert. Bei den englischen Fräulein neben dem Bischofspalais besuchte ich den Kindergarten. Unser Dienstmädchen brachte mich früh hin. Mama holte mich mittags ab. Papa kam zum Mittagessen heim. Er hatte ja nur ein paar Minuten zum Justizpalast, wie das Justizgebäude damals hieß. Als ich dann größer war, habe ich Papa abends öfter vom Dienst abgeholt. Ich war immer stolz, wenn ich in das prächtige Gebäude gegangen bin, in dem mein Vater Landgerichtsrat war. Er hatte ein großes Zimmer im III. Stock. Einmal hat mich in späten Abendstunden im Treppenaufgang ein älterer Beamter gefragt, „*wo willst du denn hin, Bub*" als ich ihm sagte, *zu Dr. Brimer, meinem Vater,* war seine Antwort, *werde einmal so tüchtig wie dein Vater.*

Meine Eltern achteten sehr darauf, *dass aus mir etwas werde.* Sie förderten mich, wo sie konnten. Ich war 6 Jahre alt, als sie ein Klavier kauften und ich Klavierunterricht bekam. Als ich dann Gymnasiast war, nahm Papa mich mit in die Uni zu den Vorträgen der in Würzburg hochangesehenen Geographischen Gesellschaft.

Um die Weihnachtszeit gingen die Eltern mit mir ins Theater. Meine erste Oper *Hänsel und Gretel* habe ich dort erlebt. Sie ist mir zum bleibenden Eindruck geworden. Die Vorstellung wurde durch Fliegeralarm unterbrochen. Wir mussten in den Luftschutzkeller. Und dort saß dann der *Hänsel,* der ja eine Sängerin war, neben mir. Auf Mamas Wink habe ich ihr ein Hustenbonbon angeboten, das sie gerne genommen hat. Ich fühlte mich sehr geschmeichelt.

Gerne habe ich mit der Laubsäge gearbeitet. Damit habe ich für meine elektrische Eisenbahn Holzhäuser angefertigt. In diese habe ich elektrische Leitungen gelegt, damit ich sie beleuchten konnte.

Mit guten Jugendbüchern weckte Papa meine Leselust und förderte mit entsprechendem Experimentiermaterial jugendlichen Gestaltungs- und Forscherdrang. Zum Glück hat eine mächtige Explosion, die ich beim Hantieren mit selbstgefertigtem Schwarzpulver in unserer Küche auslöste, weder an mir noch an der Einrichtung ernsten Schaden angerichtet.

Willkommene Abwechslung im kindlichen Jahresablauf waren

nicht nur besondere Ereignisse, wie der Besuch eines großen Circus oder eine Militärparade, es waren vor allem die jährlich wiederkehrenden Feste, wie das Kilianifest, auf das ich mich freute. Die Stadt war voll von Leut von auswärts aus dem ganzen Frankenland. Es war etwas los. Nicht zu übersehen waren die Bäuerinnen, die damals noch ihre Festtagstracht trugen. Vor allem die aus dem Ochsenfurter Gau sahen prächtig aus, wenn ihre Trägerinnen ihr Haar kunstvoll zu einer Haarschleife gefaltet hatten. Mehr Staat war nicht zu machen. Am Schönsten war es aber auf der Mess', die Häfelesmess' auf der Unteren Juliuspromenade hat mich nicht interessiert. Aber das Kasperle neben den Karussellen durfte ich nicht versäumen. Es war der lustvolle Höhepunkt eines verbilligten Kindernachmittags, zuzuschauen, wie das tapfere Kasperle und die brave Gretel den bösen Teufel verdroschen. Der Beifall brandete hoch.

Ich hatte keine Geschwister. Ich habe es daher immer genossen, dass meine Eltern vor dem Schlafen gehen sich mit mir zu Karten- und Brettspielen zusammengesetzt haben.

1943 ließen mich die Eltern von der renommierten Würzburger Malerin Alida Kisskalt porträtieren. Dazu musste ich mehrmals in ihrem Atelier am Lärchenweg Porträt sitzen. Das Bild „Sitzend von vorne" war gut gelungen. Leider ist es verbrannt. In Erinnerung daran ließen die Eltern mich 1946 „Kopf en face" porträtieren. Auf dem Kloster Volkersberg hatte ein thüringischer Kunstlehrer, O. Kaufmann, Zuflucht gefunden. Dort in der Kirche befand sich, ausgelagert aus dem Dom zu Frankfurt, das große Gemälde *Kreuzabnahme* Anthonis van Dyck`s. Auf Kaufmann und das Bild waren Papa und ich während der Brückenauer Zeit in der Klosterkirche gestoßen. Kaufmann fertigte von dem Gemälde eine Kopie als Altarbild für den Kreuzberg an. Für uns eine zweite.

Ab 1941 besuchte ich das humanistische **„Alte Gymnasium"** (das jetzt zerstörte Gebäude war das ehemalige Augustinerkloster, in dem bereits Luther übernachtet hatte, jetzt Polizeidirektion). Da waren wir wieder nur Buben. Die Klassen waren so um die 45 Schüler stark. Um in eine „höhere Lehranstalt" zu kommen, musste man an der aufnehmenden Schule eine *Aufnahmeprüfung* in Rechnen (Textaufgaben) und in Deutsch (Diktat und Nacher-

zählung) bestehen. Am Prüfungstag ging ich zum ersten Mal ins Gymnasium. Papier und Schreibzeug waren mitzubringen. In der Turnhalle mussten alle Prüflinge in Reihe antreten. Dort wurden wir aufgerufen. Ein Bub vom Land, der kein Schreibzeug dabeihatte, wurde vom Konrektor gleich hart getadelt. *Es habe doch in der Ladung zur Aufnahmeprüfung gestanden, dass das Notwendige mitzubringen sei.* Dann wurden wir auf Klassenzimmer verteilt. Die Prüfung begann. Ich habe sie gut bestanden. Ich war auch gern im Gymnasium trotz des „unfreundlichen" Empfangs.

Mein Freund war der Erich Hubert. Er wohnte nur ein paar Häuser von uns entfernt in der Weingartenstraße 13. Sein Vater war Schneidermeister. Viel wichtiger war aber der Großvater. Der hatte im Hof seine Schreinerwerkstatt. Da gab es viele Holzabfälle, mit denen sich wunderbar spielen ließ.

Bis ich zur Hitlerjugend musste, berührte mich die Nazizeit wenig. Man musste halt *Heil Hitler* sagen. Das war der **deutsche Gruß**. Dazu musste der rechte Arm ausgestreckt und angehoben werden. Wer „*Grüß Gott*" sagte, machte sich verdächtig. Meinen Vater fragte ich oft, wenn Bekannte in die Nähe kamen: „*Muss ich jetzt Heil Hitler sagen?*", und sagte „*Heil Hitler*" und „*Grüß Gott*" noch dazu.

Vor dem Krieg waren häufig Hausierer an die Haustüre gekommen. Sie verkauften Kurzwaren, wie Schnürsenkel, Zahnpasta, Kämme. Aus Oberfranken waren es die *Green*-(Meerrettich) -*Leute*. Aus Steinau / Drei-Türme-Fabrik besuchte uns der *Seifenmann*. Es kamen auch Bettler, die um Essen oder um etwas Geld baten. Mama gab den Leuten immer etwas, oft auch einen Teller Suppe. Und da gab es die Straßenmusikanten, die auf der Straße oder im Hof auffidelten oder Trompete bliesen. Ihnen durfte ich ein paar Münzen hinunterwerfen. Sie sahen nicht froh aus. Sie taten mir leid. Die Nazis unterbanden schließlich dieses „Schmarotzertum", wie sie es nannten. *Betteln und Hausieren* waren verboten.

Der Bäckerbursch brachte früh die frischen Brötchen. Ein Säckchen hing an der Türe bereit. Und dass der Postbote früh und nachmittags die Post an der Wohnungstüre zustellte, war selbstverständlich.

Auch der Milchmann lieferte täglich seine Milch an die Woh-

nungstüre. Zu uns kam der Milchmann W. aus Eibelstadt. Seine Milchkannen transportierte er auf der offenen Ladefläche seines kleinen dreiräderigen Autos Marke *Tempo*. Die Hausfrau sagte, wieviel Milch sie brauche. Dieses Maß wurde dann gleich in den Milchtopf geschöpft.

Hin und wieder kam für ein, zwei Tage ein Fräulein S. ins Haus. Sie war Schneiderin und hat Änderungen an Mamas Kleidern vorgenommen. Mir hat sie aus abgelegten Anzügen von Papa Bubenhosen genäht. Mir hat es gefallen, wenn sie da war. Sie hatte einen kleinen Sprachfehler. Das fand ich sehr lustig.

An den Sonntagen machten die Eltern mit mir immer einmal einen Ausflug. Ein eigenes Auto war ein Luxus, den sich nur wenige leisten konnten. Wir hatten keines. Wir benutzten den Zug oder den Postomnibus, wie alle anderen Ausflügler auch. Sonntags früh fuhren wir öfter mal nach Acholshausen, wo der Bruder der Großmutter, Georg Ebert, Pfarrer war. Wir kamen so rechtzeitig, dass wir den Sonntagsgottesdienst mitfeiern konnten. Acholshausen hatte eine wunderschöne Barockkirche, die im Krieg leider zerstört worden ist. Zum Mittagessen gab es meistens Täubchen. Ich war sehr gern beim Onkel Pfarrer. Seine Haushälterin, die Agnes, hatte einen guten Beerensaft für mich, der in einem kleinen Krüglein, auf dem das Bild der Festung Marienberg abgebildet war, serviert wurde. Und die *Pfarrershünd* waren etwas besonderes. Sie hatten griechische Namen: *melas*, der Schwarze, und *phylax*, der Wächter.

Zur Erdbeerzeit fuhren wir in jedem Jahr an einem Sonntagnachmittag nach Kleinochsenfurt zu Lehrer K., einem entfernten Verwandten von Mama, der Papas Bundesbruder war. Es gab eine üppig belegte Erdbeertorte. Lehrer K. war ein sehr humorvoller Mann, der uns immer mit irgendwelchen Scherzartikeln und Späßen zum Lachen brachte.

Bis in die ersten Kriegsjahre hinein trafen sich die Eltern mit Familie L. oder anderen Bekannten manchmal Sonntagsnachmittags im Cafè. Ich bin gern dabei gewesen. Meist spielte eine kleine Musikkapelle. Es gab ein Stück Torte oder die guten Cafè-Kies-Hörnchen und dann habe ich gelesen. Ein Buch habe ich mir von daheim mitgenommen. Oft haben die Eltern auch Bekannte nach zu Hause eingeladen oder wir gingen zu ihnen.

Hin und wieder haben uns die V.s zu einer Autotour mitgenommen. Donat V. war Metzgermeister in Würzburg mit einem sehr gut gehenden Geschäft in der Schustergasse. Er fuhr ein elegantes viersitziges Cabrio. Ein solches zweites gab es in Würzburg nicht mehr. Die Kühlerhaube war mit einer silbernen **1** geziert. Ich glaube, es war ein Horch/Audi. Bei V. waren wir auch zum Radioempfang als der Boxkampf zwischen Max Schmeling und seinem amerikanischen Herausforderer übertragen wurde. Schmeling verlor den Kampf. Einen Radio hatte nicht jeder Haushalt. Deshalb ließen die Nazis auch den *Volksempfänger* bauen und billig verkaufen, damit ihre Propaganda überall hingelangen könne. Wir hatten einen Radio. *Fernsehen* war damals noch eine Utopie der Zukunft.

Das Haus der V. in der Schustergasse war schlauchartig schmal. Ob es 3 m breit war? Der lange Verkaufsraum war durch die Theke in zwei Längshälften geteilt. Diese waren so breit, dass vor und hinter der Theke die Bedienungen bzw. die Kunden Platz hatten. Am Eingang rechts führte der verschalte Aufgang steil nach oben. Der Thekenraum im Eingangsbereich war dadurch noch mehr eingeengt. An den Laden schloss sich die Wurstküche an. Im 1. Stock, der von einer weiter nach oben führender Treppe zweigeteilt war, lagen hinter einander das kleine Wohnzimmer und die noch kleinere Küche. Von dieser aus ging ein Fenster in einen viereckigen Luftschacht, der aus den Rückseiten von ähnlich gebauten Nachbarhäusern gebildet wurde. Ob der polygone Schacht 25 qm betrug? Und gute Luft kam von dort auch nicht in die Wohnung. Unten war die Wurstküche. Auch nach vorne hinaus konnte man den Himmel nicht sehen. Die Schustergasse war vor ihrer Zerstörung nicht viel breiter, als dass zwei Paare gerade noch aneinander vorbeigehen konnten.

Im Krieg

Im Frühjahr 1938 merkten auch wir Kinder, dass „etwas in der Luft lag". Vor der „*Heimholung*" Österreichs ins Deutsche Reich und der Sudetenkrise fuhren Tag und Nacht motorisierte Wehrmachtsverbände am Ringpark entlang und dann durch die Weingartenstraße

an unserem Haus vorbei Richtung Osten. Wir standen am Straßenrand und winkten den Soldaten zu. Waren die Gesichter der Soldaten 1938 noch entspannt, so waren sie ernst, als dann der Polenfeldzug begonnen hatte. Schließlich fuhren die Verbände nur noch nachts auf unseren Straßen und dann überhaupt nicht mehr. Wenn auch versucht wurde die Normalität des Alltags aufrechtzuerhalten, so war mit **Kriegsbeginn** alles anders. Der Lebensbedarf ließ sich nicht mehr ohne weiteres decken und man konnte nicht mehr kaufen, was man wollte. Bananen und Orangen gab es nicht mehr. Mama tat es leid, *dass sie mir früher nicht öfter Bananen gekauft habe*. Für alles musste man vom ersten Kriegstag an Lebensmittel- und Kleiderkarten oder Bezugsscheine haben. Die Fenster mussten verdunkelt werden. Privatautos und Pferde wurden requiriert. Jeden Tag standen viele Bauern mit ihren Pferden am Ringpark vor dem Hallenschwimmbad und dem Studentenhaus. Dort wurden die Pferde von den Militärveterinären gemustert und auf Tauglichkeit untersucht. Im II. Weltkrieg waren auf deutscher Seite noch 2,5 Millionen Pferde im Einsatz. Auch die Brimers in Machtilshausen mussten ihr schönstes Pferd hergeben.
Öffentliche „Lustbarkeiten" wurden verboten. Faschingstreiben oder Bälle durften nicht mehr sein. Auch die bei den Würzburgern beliebten Standkonzerte der Militärmusikkapelle unter Leitung ihres Dirigenten Hauptmann Gaul im Hofgarten am Sonntag um 11 Uhr fanden nicht mehr statt. Mit den Eltern war ich gerne hingegangen.

Schon bald nach **Ende des Polenfeldzuges im Herbst 1939**, er dauerte ja nur wenige Wochen, tauchten Plakate mit Inschriften auf: *Heim ins Reich!* Nicht viel später hörte ich zum ersten Mal von *Bessarabien-Deutschen aus Rumänien*, die als sog. *Reichsdeutsche „ins Reich umgesiedelt"* worden waren. Sie sollten dann später als *Wehrbauern* „im Osten" angesiedelt werden. Es wurde uns doch immer vorgesagt, wir seien ein *Volk ohne Raum* und der Osten sei menschenleer, allenfalls von *Untermenschen* besiedelt, die der Leitung durch *Herrenmenschen* bedürften. Ich habe in Gemünden viele Jahre später einen Mann kennengelernt, der in seiner Jugend mit seiner Bauernfamilie aus der Ukraine ausgesiedelt worden war, nach Deutschland kam, Soldat werden musste, nach dem Krieg als

„*displaced person*“ wieder nach Russland zurückging, um schließlich von dort wieder nach Deutschland zurück zu fliehen. Das war kein Einzelschicksal.

Luftkrieg

Schon vor dem Krieg waren wir mit **Luftschutz** bekannt gemacht worden.
Am Barbarossaplatz stand auf einem Postament auf einer Verkehrsinsel die Nachbildung einer Fliegerbombe. Auf dem Sockel die Inschrift. *Luftschutz tut Not*. Luftschutzübungen mit simuliertem Luftangriff und dem Einsatz von Rettungskräften wurden durchgeführt. Luftschutzkeller mussten in jedem Haus eingerichtet werden. Dazu mussten wir unseren Kohlenkeller abgeben. Der Vorratskeller blieb uns. Unser Keller wurde zum Luftschutzkeller mit massivem Mauerwerk ausgebaut und erhielt eine feuerfeste verschließbare Türe. Steigeisen als Notausstieg aus dem Kellerfenster wurden in die Wand eingelassen. An der Wand zum Luftschutzkeller des Nachbarhauses wurde angezeigt, wo notfalls ein Durchbruch hätte versucht werden können. Entsprechende Hinweise waren auch an den Fassaden der Häuser angebracht, um Verschüttete finden und bergen zu können. Splitterschutzwände wurden vor den Schutzraum-Kellerfenstern angebracht. Die anderen Fenster wurden zugemauert oder mit festen Läden versehen. Bei Fliegeralarm hatte jeder unverzüglich einen Schutzraum aufzusuchen. Das Nötigste an Kleidung und Essen und Werkzeug sollte im Keller bereit liegen. Gasmasken wurden verteilt und ihre Handhabe eingeübt, auch in der Schule. Alle Fenster mussten mit lichtundurchlässigen Luftschutzvorhängen abgedunkelt werden. Da war handwerkliches Geschick gefragt. Bauanleitung zum Zuschneiden der Holzlatten, der Befestigung des schwarzen Papiers und für die Anbringung der Zugvorrichtung gab es kostenlos, das Material musste gekauft werden. Wir hatten 13 sehr große hohe Fenster abzudunkeln. Papa war tagelang beschäftigt. Ich musste ihm dabei das Werkzeug halten und ihm zur Hand sein.

Die ordnungsgemäße Verdunkelung und die Einhaltung des

Luftschutzes wurden kontrolliert. Es durfte kein Lichtstrahl aus einer Wohnung nach außen dringen. Jedes Haus hatte einen Luftschutzwart. Er war verantwortlich, dass die Vorschriften von den Hausbewohnern strikt befolgt wurden. Seinen Anordnungen musste Folge geleistet werden. Es galt auch hier das *Führerprinzip*.

In der Stadt wurden große Löschweiher gegraben und mit Wasser gefüllt. Der Paradeplatz hinter dem Dom war ein solcher geworden. In Großstädten gab es große freistehende Luftschutzbunker. In Würzburg hatte nur der Gauleiter einen solchen. In Kellerräumen öffentlicher oder kirchlicher Großgebäude wurden öffentliche Schutzräume eingerichtet.

Autos von Privatpersonen wurden beschlagnahmt und „eingezogen". Kraftfahrverkehr gab es nur, soweit er *kriegswichtig* war. Der örtliche Warentransport wurde mit Pferdefuhrwerken durchgeführt. Natürlich gab es Pferdeställe auch in der Innenstadt. Ganz in unserer Nähe hatten wir eine Spedition und eine Kohlenhandlung mit je zwei Pferden.

Auto- und Fahrradscheinwerfer mussten bis auf einen kleinen Lichtschlitz von ca.1x10 cm Größe abgedunkelt sein. Die Straßen wurden nicht mehr beleuchtet. Für Fußgänger gab es phosphoreszierende Plaketten an den Revers. Wer Glück hatte, konnte eine moderne Taschenlampe erwerben, die keine Batterien brauchte, sondern die einen kleinen Lichtmotor hatte, mit dem man mit der Hand den nötigen Strom erzeugen konnte. Man konnte sie aber nur schwer bekommen. Mitunter wurden kleine Laternen mit Kerzenlicht mitgetragen, damit der Weg ein bisschen aufgehellt werden konnte und man in dunklen Nächten nicht aneinanderstieß. Immer wieder hörte man in den Abendstunden den Ruf: *Licht aus!*

In den letzten Kriegsjahren war alles vom Fliegeralarm geprägt. Bei Flieger-Vollalarm (Vollalarm mit auf- und absteigendem Sirenenheulton – Voralarm: mit Heulton in gleichbleibender Höhe) mussten alle den nächstgelegenen Luftschutzraum aufsuchen. Die Hausgemeinschaft traf sich in ihrem Luftschutzkeller. Dort saßen wir dann oft stundenlang. Manchmal mehrmals in der Nacht. Kaum war man im Bett warm geworden, wieder der Heulton der Sirene und raus aus dem Bett und hinunter in den Keller. Immer wurde geschaut, ob einer fehle und vielleicht die Sirene überhört

habe. Meist saß man müde, apathisch und mit der Angst da, *würde ein Angriff kommen?* Erleichtert wurde die Nachricht aufgenommen, dass der Kampfverband eine andere Stadt angreife. Wenn der Fliegeralarm nach 0 Uhr war, fielen die beiden ersten Schulstunden aus. Der Unterricht begann um 9 Uhr 30. Extemporale und Schulaufgaben wurden geschrieben.

Die Luftschutzmeldungen von der örtlichen Luftschutzstelle mussten im Radio verfolgt werden. Transportable Radios gab es nicht. Der Hausmeister musste daher in seiner Parterrewohnung bleiben. Ich erinnere mich gut an Meldungen wie: *Ein größerer Kampfverband nähert sich aus dem Raum Crailsheim Würzburg. Mit einem Angriff muss gerechnet werden.* Bald hörten wir das gleichmäßige Brummen der Bomber. Was waren wir froh, dass es dabei blieb. Und dann kamen das Wummern der Bombeneinschläge und das Abwehrfeuer der Flak, meist von Schweinfurt. Wir sahen den Himmel in der Richtung Nordost sich rot färben. Auch den Widerschein des brennenden Frankfurts konnten wir in klaren Nächten am Himmel sehen. Wir hatten dann Angst um die Verwandten, die dort wohnten. Aber ihnen ist in nichts passiert.

In den letzten Kriegsmonaten sind wir fast nicht mehr aus den Schutzräumen gekommen. Auch tagsüber während der Schule mussten wir oft in den Keller. Unser OStD. Dr. Däbritz (er war von den Nazis als Schulleiter in Coburg abgesetzt und nach Würzburg zwangsversetzt worden) war der einzige, der seine Klasse im Keller weiter unterrichtete. Er drillte uns mit den lateinischen und griechischen unregelmäßigen Verba. Übrigens, in den ersten Kriegsjahren konnten wir Schüler von unserem Klassenzimmer aus auf dem Dach eines Nachbarhauses den Gefechtsstand einer leichten Flakkanone sehen. Er wurde immer besetzt, wenn wir in den Keller gingen.

Bei Angriffen auf Schweinfurt wurden in den ersten Jahren des Luftkrieges feindliche Flugzeuge abgeschossen. Eines stürzte in Estenfeld bei Würzburg auf eine Ziegelei, die abbrannte. Es wird 1943 gewesen sein. Wir Buben sind am nächsten Tag mit den Fahrrädern hingefahren und haben uns das angeschaut.

Auch in Machtilshausen ist in der Nähe des Dorfes ein Bomber abgestürzt. Es war wohl am 14. Oktober 1943, dem „Schwarzen

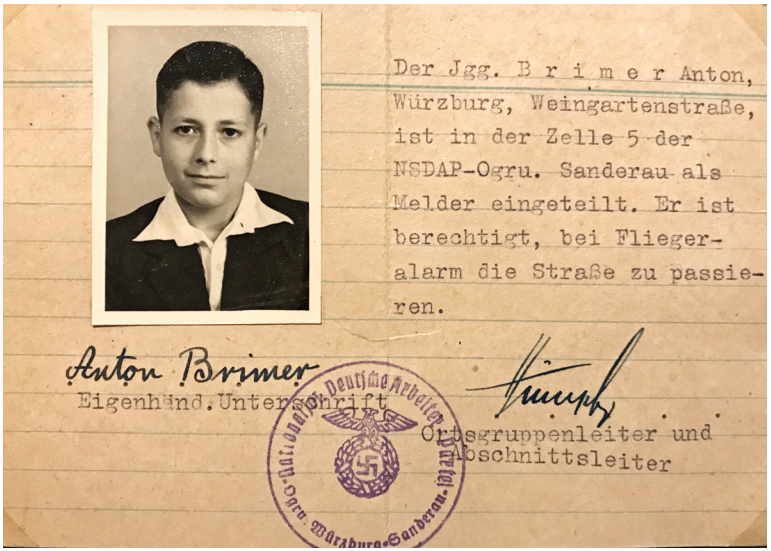
Donnerstag“ für Schweinfurt, an dem es bei dem amerikanischen Luftangriff 276 Tote gegeben hat. 60 US-Bomber wurden abgeschossen.

Als Papa und ich im Sommer 1943 von Wildflecken auf den Kreuzberg wanderten, sind wir dazu gekommen, wie einige notgelandete alliierte Flieger von der Polizei aus dem Wald abgeführt wurden. Sie waren von beerensuchenden Kindern entdeckt worden. Eine Verwandte aus Geiselbach wurde bei der Feldarbeit von brennendem Benzin in Brand gesteckt, das von einem abstürzenden Flugzeug auslief (14.10.1943). Sie erlitt schwere Verletzungen.

Aus der Klasse über mir waren die älteren zur Luftwaffe als Flakhelfer eingezogen. Sie waren auf dem Rotkreuzhof in der Nähe von Würzburg stationiert. Sie wurden an Luftabwehrkanonen, an Scheinwerfern und Peilgeräten ausgebildet. Vormittags hatten sie in ihrem Quartier Schulunterricht. Weil ich ein Fahrrad hatte, musste ich ihnen einmal für den Lateinunterricht Caesars *De bello Gallico* bringen.

Mit steigender Gefahr wurden Kunstgegenstände aus Würzburg ausgelagert und die, die nicht zu transportieren waren, wurden eingemauert. Die Bevölkerung durfte nichts wegbringen. Das hätte Zweifel am Endsieg bedeutet. Und auf Defätismus stand die Todesstrafe.

Die Würzburger hofften, dass ihre Stadt verschont bliebe. *Churchill habe an der Würzburger Uni studiert,* hieß es. Als gegen Ende des Krieges Bombardements einsetzten, ging dann doch die Angst vor einem großen Angriff um. Es wurde gemunkelt, in BBC-Meldungen sei vor *einer kleinen Nachtmusik für Würzburg* gewarnt worden. *Es gebe keine kriegswichtige Industrie, nur Kirchen, Krankenhäuser und ein paar Kasernen*. Damit versuchte man sich zu beruhigen. Viele Schulen waren zu Lazaretten umfunktioniert worden und waren auf dem Dach mit dem *Roten Kreuz* gekennzeichnet. So war es auch mit meiner Kleistschule (früher und jetzt wieder *Münzschule)*. Verwundete zogen ein. Ich kam in die Petererschule und dann, als auch diese Lazarett wurde, noch einmal in die Schillerschule. Ich erinnere mich noch an Übungen während der Pause. Die Feuerwehr war da und übte *Rettung aus oberen Stockwerken.* Einige mutige Mitschüler durften im Ret-


Der Jgg. B r i m e r Anton, Würzburg, Weingartenstraße, ist in der Zelle 5 der NSDAP-Ogru. Sanderau als Melder eingeteilt. Er ist berechtigt, bei Fliegeralarm die Straße zu passieren.

Anton Brimer
Eigenhänd. Unterschrift

Ortsgruppenleiter und Abschnittsleiter

NSDAP. Ogru. Würzburg-Sanderau. Deutsche Arbeiter Partei

Ausweis für Melder. Ausgestellt im Jahr 1944. Diesen Ausweis mußte ich immer bei mir haben.

tungsschlauch vom Fenster aus in die Tiefe sausen.
Ich war in den letzten Kriegsjahren als Melder eingesetzt und hatte mich bei Fliegeralarm bereitzuhalten. Ich hatte meinen Einsatz beim „Egid Müller", unserem Luftschutzblockwart, „um die Ecke" in der Hans Schemm Straße (jetzt wieder Franz-Ludwig-Straße). Ich hätte von da aus Feuerwehr und Rettungsdienst alarmieren sollen, falls nach einem Angriff es nicht mehr möglich gewesen wäre, zu telefonieren. Ein Mitschüler bekam für einen solchen Einsatz bei einem Luftangriff auf Schweinfurt das Kriegsverdienstkreuz. Müller hatte ein Bürobedarfsgeschäft. Er war kein Nazi. Wir waren nie im Keller. Wir, er, seine kränkliche Frau und ich, saßen im Wohnzimmer und hörten im Radio die örtlichen Luftlageberichte.

Zum Einsatz als Melder im Ernstfall ist es bei mir nicht gekommen. In den letzten Kriegsmonaten, als die Gefahr eines Luftangriffs immer größer wurde, musste ich bei Alarm sogar die Schule verlassen, um die Meldestelle aufzusuchen. Ich bekam einen Ausweis, der mir gestattete, bei Fliegeralarm auf der Straße zu sein.

Die Oberklassen waren sehr ausgedünnt. Die Einberufungsjahrgänge zu Wehrmacht und SS wurden immer jünger. Zu Be-

ginn des Schuljahres 1944/45 wurden die Älteren aus unserer Klasse, Jahrgang 1928, gemustert und sollten zur Waffen-SS eingezogen werden.

Wir 13/14-Jährigen mussten allnächtlich in der Schule die Brandwache übernehmen. Zwei Schüler mussten in der Schule übernachten. In einem Zimmer im oberen Stock des Gymnasiums standen zwei Feldbetten. Es war uns gezeigt worden, wie Brandbomben funktionierten und wie man sie löschen sollte. Aber was hätten wir Kinder denn bei einem Angriff machen können? Ich hatte größere Angst, nachts auf Mäuse zu treten, die an unseren Pritschen nagten.

Kriegsbewirtschaftung

Überall konnte man Transparente mit Aufschriften lesen:

> *Ein Volk, ein Reich, ein Führer; – Volk ohne Raum. – Später dann: Der Führer kennt nur Kampf, Arbeit und Sorge. Nehmen wir ihm den Teil ab, den wir ihm abnehmen können. – Führer befiehl, wir folgen Dir. - Alle Räder müssen rollen für den Sieg! - Pst, Vorsicht bei Gesprächen: Feind hört mit. – Der Kohlenklau geht um,*

dazu die Darstellung einer großen schattenhaften Gestalt mit Ballonmütze und Kohlensack über dem Rücken als Aufforderung zum sparsamen Einsatz von Brennmaterialien.
Auslagen von Waren gaben es in den Schaufenstern schon lange nicht mehr. Stattdessen stand oft ein Bild des Führers da, eingerahmt von Hakenkreuzfähnchen. Waren Bomben in der Nähe gefallen und die Fenster zu Bruch gegangen, wurden die glaslosen Fensterhöhlen mit Brettern vernagelt. Vor den Geschäften bildeten sich mitunter lange Schlangen meist von Frauen. Sie warteten, nicht selten umsonst, auf das Eintreffen von Lebensmitteln oder anderen lebensnotwendigen Waren.

Eine „Scherzfrage“ lautete – auch sie durfte natürlich nur hinter vorgehaltener Hand weitergeben werden: „*Wie lange dauert der*